

NICK DYBEK

DER
HIMMEL
ÜBER
GREENE
HARBOR

ROMAN

Übersetzt von Frank Fingerhuth

mare



© Melissa Blackall

NICK DYBEK, geboren 1980 und aufgewachsen in Kalamazoo, Michigan, studierte in Ann Arbor an der University of Michigan. Für seine Kurzprosa wurde er bereits mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet. Er lebt in New York City. *Der Himmel über Greene Harbor* ist sein erster Roman, dessen Übersetzungsrechte in mehrere Länder verkauft wurden.

»Ich musste mir einen Ort suchen, der zur Idee passte«

EIN GESPRÄCH MIT NICK DYBEK

Ihr Roman spielt in Loyalty Island, einem (fiktiven) Fischerdorf auf der Olympic-Halbinsel. Die Schilderungen des Ortes und der umgebenden Landschaft sind intensiv, atmosphärisch; insbesondere das Meer ist von großer Bedeutung. Wie wichtig waren beim Schreiben die Wahl des Ortes und die Vertrautheit mit bestimmten regionalen Gegebenheiten, wie den Gezeiten beispielsweise?

Mit meiner Vertrautheit mit dem pazifischen Nordwesten, dem Meer oder irgendwelchen Städten auf der Olympic-Halbinsel ist es nicht sehr weit her: Ich bin in Michigan aufgewachsen. Ich kann kaum einen Gezeitenkalender lesen. Aber es war außerordentlich wichtig für mich, dass es eine Stimmigkeit gibt, dass ich die kulturellen Eigenheiten, den insulären Charakter dieser Gemeinschaft von Fischerfamilien und auch die dramatische Landschaft richtig einfange. Aus diesem Grund habe ich intensiv recherchiert – und bin sogar nach Seattle gezogen, um näher am Ort meines Geschehens zu sein und ein Gefühl zu bekommen für die Natur und die Dinge.

Sie hätten doch einen Ort wählen können, der Ihnen vertraut ist.

Das stimmt, aber ich brauchte ein Setting, das meine Fantasie anregt. Viele Schriftsteller beziehen ihre Inspiration aus Schauplätzen, die ihnen aus der Kindheit oder von späteren Erfahrungen vertraut sind, aber aus irgendeinem Grund war das bei mir nicht so. Nachdem ich die ursprüngliche Idee für meinen Roman entwickelt hatte, musste ich mir einen Ort suchen, der nicht nur zu der Idee passte, sondern auch meine Fantasie in Gang setzte.

Da Sie gerade die ursprüngliche Idee für Ihren Roman erwähnt haben: Wie ist die entstanden? Haben Sie in diesem Fall aus eigenen Erfahrungen geschöpft?

Ehrlich gesagt: kaum. Wie schon erwähnt, bin ich in einer völlig anderen Gegend groß geworden, ich wusste so gut wie nichts über kommerziellen Fischfang, und ich war auch nie in einen Entführungsfall verwickelt (noch nicht jedenfalls). Es war ein ganz bestimmtes Bild aus Shakespeares Historiendrama *Richard II.*, das mir die Idee für den Roman eingegeben hat: Der entthronte König sitzt im Gefängnis, und während er sich den Kopf darüber zerbricht, wieso er dort gelandet ist, hört er von nebenan geheimnisvolle Musik. Dieses Bild hat mich verfolgt und sich schließlich selbstständig; unwillkürlich evozierte es weitere Bilder. Und als ich langsam anfing, der Einbildungskraft zu vertrauen, stellte ich mir eine Familie vor, eine Dorfgemeinschaft, eine Industrie, mit der ich noch nie in Berührung gekommen war – und auf einmal wusste ich, welche Geschichte ich erzählen wollte.

Trotzdem gibt es natürlich Bezüge zu meinem eigenen Leben – Dinge übrigens, die mir bis dahin als Insignien einer eher unauffälligen Existenz erschienen waren: die gigantische Plattensammlung meiner Eltern, meine frühere *Schatzinsel*-Besessenheit, alte Familiengeschichten. All das ist in meiner Fantasie zu neuem Leben erwacht und mit in den Roman eingeflossen.

Stevensons Schatzinsel spielt ja tatsächlich eine größere Rolle in Ihrem Roman: Was bedeutet diese Abenteuergeschichte für den 14-jährigen Erzähler Cal?*

In Kinderbüchern ist es meistens so, dass die Bösen dem Untergang geweiht sind und die Guten durchkommen; in der *Schatzinsel* beispielsweise weiß der Leser, dass Jim Hawkins überleben wird, weil er ja die Geschichte erzählt. Für Long John Silver gibt es diese Garantie nicht. Also fiebert man mehr mit Silver mit. Vielleicht habe ich mich als Kind aus diesem Grund immer mehr für die Schurken als für die Helden interessiert.

Und ich hatte die Vorstellung, dass Cal ähnlich fasziniert ist von den Bösen in der *Schatzinsel*, von der Spannung, die auf jeder Seite von ihnen ausgeht. Cal kennt Gefühle der Angst und Unsicherheit aus seinem wirklichen Leben: Sein Vater – und alle anderen männlichen Vorbilder – leben dauerhaft mit einem massi-

* Anm. d. Red.: Im amerikanischen Original trägt das Buch den Titel *When Captain Flint Was Still a Good Man*, also: »Als Captain Flint noch ein guter Mensch war«.

ven Risiko; ständig baumelt ein Damoklesschwert über ihren Köpfen. Beim Krabbenfang sind sie ununterbrochen großen Gefahren ausgesetzt – genau wie die Bösen in den Büchern. Insofern schien es mir naheliegend, dass Cal seinen Vater mit den gefährdeten und gefährlichen Piraten identifiziert; aber gleichzeitig will er in seinem Vater natürlich auch einen Helden sehen! Dass die Geschichten über Captain Flint so stark in ihm nachhallen, hat in meinen Augen damit zu tun, dass sie ihm eine Möglichkeit bieten, diese beiden widerstrebenden Impulse miteinander in Einklang zu bringen.

Captain Flint ist eine zwielichtige, aber auch väterliche Figur – könnte man eventuell noch einen Schritt weitergehen und sagen, dass Cals Faszination hier seinen Wunsch spiegelt, zu verstehen, wie und warum ein Held (oder eine Vaterfigur) in Ungnade oder gar vom Sockel fallen kann?

Richtig. Ich wollte tatsächlich gern den Konflikt beschreiben, in dem sich jeder von uns irgendwann befindet. Wie bringt man die häufig idealisierten Bilder der Menschen, die man kennt oder liebt, zusammen mit den Menschen, die sie wirklich sind? Für die Bewohner von Loyalty Island ist dieser Konflikt besonders stark ausgeprägt, weil die Hälfte der Bevölkerung – nämlich nahezu alle Väter – das halbe Jahr weg ist auf See. Durch ihre kollektive Abwesenheit sind die Väter leicht zu verklären. Insbesondere der Erzähler, Cal, gerät in einen Konflikt, weil er in einem Alter ist, in dem man lang gehegte feste Annahmen, Hoffnungen und Illusionen infrage stellt. Darum fühlt er seinem Vater auch auf den Zahn, korrigiert ihn, versucht herauszufinden, wer er wirklich ist. Allerdings wird er sich seiner Detektivarbeit erst im Rückblick richtig bewusst; zum Zeitpunkt der Handlung ist es leichter für ihn, über Captain Flint nachzudenken und die Motive einer erfundenen Figur infrage zu stellen.

Gab es neben Stevenson und Shakespeare weitere Autoren, die Sie beim Schreiben beeinflusst haben?

Für diesen Roman habe ich zwei klassische autobiografische Bücher über das Erwachsenwerden wiedergelesen, *This Boy's Life: Das Blaue vom Himmel* von Tobias Wolff und *Stop-Time* von Frank Conroy. Ich bin außerdem ein großer Fan von Graham Greene: Seinen kontrollierten Ton, seinen sparsamen Stil, seinen unerwartet

aufblitzenden schwarzen Humor finde ich großartig. Großartig finde ich auch, dass sich seine Abenteuergeschichten aller erwartbaren Konventionen bedienen – romantische Schauplätze, Betrug, Intrigen – und dass gleichzeitig die Psychologie in seinen Büchern so präzise ist, dass das größte Abenteuer jeweils im Innern der Figuren stattfindet.

In Ihrem Roman gibt es eine Szene, in der Cals Vater erzählt, wie sein Freund Sam North in einem Krabbenkorb eingeklemmt wurde und darin über Bord ging. Von Cal erfahren wir, dass er in zahllosen Alpträumen von diesem Bild heimgesucht wurde. Auch an anderen Stellen spielen Träume eine große Rolle. Besitzen sie aus Ihrer Sicht eine ähnliche Kraft wie das, was in der Wirklichkeit geschieht?

In gewisser Weise schon, besonders für Kinder und Heranwachsende trifft das zu – und vielleicht ist das auch der Grund, warum so viele Schriftsteller die Versuchung spüren (und ihr nachgeben), aus der Perspektive eines heranwachsenden Kindes zu erzählen: Während dieser Zeit vermischen sich Fantasie und Wirklichkeit, weil Kinder sehr viele Dinge zunächst nur aus Geschichten und Erzählungen kennen, nicht aber aus ihrer eigenen Erfahrung.

In meinem Roman ist es allerdings so, dass Träume und Vorstellungen nicht nur für Cal von Bedeutung sind, sondern für alle Bewohner von Loyalty Island: weil ihr Leben geprägt ist durch etwas, das sich ganz woanders abspielt – in Alaska nämlich, Tausende von Meilen entfernt, an einem beängstigenden, beeindruckenden, extremen Ort –, sodass sich die Zurückbleibenden ungewöhnlich stark auf ihre Vorstellung von dem Leben dort verlassen müssen. Wie sich dieses Geheimnis auf das Traum-Leben einer Gemeinschaft auswirkt – wie die Einwohner von Loyalty Island in ihrer Fantasie dieses unbekannte Alaska formen und Alaska umgekehrt sie formt –, das hat mich sehr fasziniert.

Dieses Gespräch basiert teilweise auf einem Interview, das Ted Hodgkinson mit dem Autor für Granta Online führte. © Granta Magazine 2012. Alle Rechte vorbehalten.

»Man riecht das Meer und den Regen und die Fische«

STIMMEN AUS DEN USA ZU
DER HIMMEL ÜBER GREENE HARBOR

»Nick Dybek hat ein bewegendes Porträt einer Stadt und einer Familie geschrieben, die sich in der Krise befindet. Spannungsroman, Klagelied, Coming-of-Age-Drama: *Der Himmel über Greene Harbor* ist ein Roman, der lange nachklingt. Ein faszinierendes und kraftvolles Debüt.« *Daniel Alarcón*

»Man riecht das Meer und den Regen und die Fische und den sumpfigen Schlick der Olympic-Halbinsel, sobald man dieses Buch aufschlägt, weil Nick Dybek dies alles so brillant beschreibt. Eine authentische, atmosphärische Coming-of-Age-Geschichte um ein schmerzhaftes Dilemma. ... Ein fantastisches Debüt.«
C.J. Box

»In *Der Himmel über Greene Harbor* werden lyrische Bilder aus sehr unterschiedlichen Welten mutig miteinander verwoben: aus der des Jazz, des Films, der *Schatzinsel*-Piraten – und aus der Tiefseefischerei. Und was vielleicht am beeindruckendsten ist: Nick Dybek gelingt es, eine unwahrscheinliche Liebe zwischen zwei männlichen Figuren zu entwickeln – wie Huck und Jim auf ihrem Floß –, die in einer echten Tragödie endet, kraftvoll, mythisch, unvergesslich.« *Jaimy Gordon*

»Nick Dybeks Prosa hat die unvermittelte Schönheit von Lyrik, und er fängt das Schicksal seiner Gemeinschaft von Seefahrern mit erfrischender Lebendigkeit ein. Die elementarste Kraft, die hier über die Seiten fegt, ist jedoch das Patrimonium, durch des-

sen Gezeiten Väter und Söhne getrennt und wieder zusammengespielt werden. *Der Himmel über Greene Harbor* ist ein mitreißender und anspruchsvoller moralischer Thriller.« *Peter Ho Davies*

»Dieses Buch muss man im Blick behalten.« *O: The Oprah Magazine*

»Dybek kann eine salzige Landschaft zeichnen – *Loyalty Island* – das war der Gestank von Hering, Lackfarbe und fauligem Seetang –, aber vor allem ist es der rasante Strudel von Lügen, Mord und moralischen Konflikten, der das Buch ausmacht und vorantreibt.« *Outside Magazine*

»Ein kraftvoller erster Roman, der Loyalität und moralische Wahlmöglichkeiten innerhalb einer auseinanderfallenden Familie erkundet.« *The Boston Globe*

»Ein fesselnder, eindringlicher Thriller.«
Washington Independent Review of Books

»Dybek hat ein fantastisch instrumentiertes und gefühlsvolles Drama über familiäre Loyalität und die unergründlichen Kräfte geschrieben, die aus einem guten Menschen einen schlechten machen können.« *Kirkus Review*

»Der Roman enthält Weisheit und die Wucht spannenden Seemannsgarns, und es wirkt, als würde es von einem wettergegerbten Mann im wärmenden Licht eines Kaminfeuers gesponnen.« *The Economist*

»Nick Dybeks bemerkenswertes Debüt ist stark geprägt von einer Aura maritimer Freiheit, Gesetzlosigkeit und Tragik, obwohl sein Held sich vom Land nicht wegbewegt. ... Der moralische Rahmen des Romans ist ziemlich klar, aber der Grundton birgt eine Dynamik durch Zeitwechsel, Geschichten innerhalb der Geschichte und eine Fülle von musikalischen Verweisen.« *StarTribune*

»Ein starkes Debüt. Dybeks schriftstellerisches Können ist bemerkenswert.« *Los Angeles Times*

mare

Nick Dybek

**DER
HIMMEL
ÜBER
GREENE
HARBOR**

Aus dem Amerikanischen
von Frank Fingerhuth

Roman

mare

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
When Captain Flint Was Still a Good Man
bei Riverhead Books / Penguin Group (USA) Inc., New York.
Copyright © 2012 by Nick Dybek

1. Auflage 2013
© 2013 by mareverlag, Hamburg

Lektorat Nico Schröder
Typografie Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg
Schrift Swift
Druck und Bindung CPI Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-86648-160-2



www.mare.de

Für meine Mutter

»Seinem eigenen Bericht zufolge muss er
sein Lebtag unter einigen der verruchtesten
Menschen zugebracht haben, welche Gott
jemals auf dem Meere geduldet.«

Robert Louis Stevenson,
Die Schatzinsel

»... wie sauer wird doch süßeste Musik,
Wenn's Taktmaß bricht,
die Harmonie nicht stimmt!«

William Shakespeare,
Richard II., 5. Akt, 5. Szene

Als meine Schwester noch ein Baby war, nahm meine Mutter sie manchmal aus dem Hochstuhl und sang: »Raus, raus, raus! Raus mit dem Teufel!« Wir wohnten in der Seachase Lane 213, Loyalty Island, Bundesstaat Washington. Im Wohnzimmer brannten Messinglampen, die mit je vier Ketten an der Decke befestigt waren und so tief hingen, dass ich sie bei ausgestrecktem Arm gerade noch mit den Fingerspitzen in Schwung versetzen konnte. An solchen Abenden drehte meine Mutter den Dimmer hoch und hielt meine Schwester an das Fenster mit Blick auf Greene Harbor, als würde sie das Baby durch die Glasscheibe drücken wollen. Das ist viele Jahre her, aber ich habe die Melodie noch immer im Ohr. Ich sehe immer noch meine Mutter vor mir, wie sie Em etwas steif hält und sich dabei in der Hüfte wiegt. Hinter den schwach reflektierten Gesichern der beiden wird die Dunkelheit durchdrungen vom sanften Lichtschein anderer Fenster und von den Lichtern der Kutter unten im Hafen, die hin und her schaukeln, als hörten auch sie die Melodie.

Eines Abends fragte ich meine Mutter: »Hast du mir dasselbe Lied vorgesungen?«

»Nein, Cal.« Sie setzte Em in die Schaukel.

Ich ging hinter ihr her in die Küche. »Und warum nicht?«

Das war im Frühjahr 1987. Meine Mutter war im Winter aus Kalifornien zurückgekehrt, die Haare feuerrot gefärbt. Sie legte ihre Platten nicht mehr auf und sang auch kaum etwas anderes.

»Ich hab's irgendwo gehört«, sagte sie. »Es geht mir nicht aus dem Kopf. Das passiert schon mal. Warum?«

Meine Schwester war wieder eingeschlafen. Der Regen peitschte ans Fenster. Meine Mutter erwartete eine Antwort von mir: dass ich ihr sagen würde, das Lied sei meiner Meinung nach eine Art Zeichen, ihre eigene Art, zur Kenntnis zu nehmen, was in unserer Stadt und bei uns zu Hause passiert war; dass ich ihr Dinge sagen würde, die ich mit vierzehn nicht sagen konnte und auch jetzt, im Alter von achtundzwanzig Jahren, nur mit Mühe. Damals war ich so nahe dran wie nie, meinen Teil an dem einzugestehen, was sich ereignet hatte. Die Stille habe ich seitdem wie einen bohrenden Schmerz empfunden.

Loyalty Island – das war der Gestank von Hering, Lackfarbe und fauligem Seetang an Anlegestellen und auf Stränden. Der Geruch von Kiefernadeln, die sich am Boden braun verfärbten. Das Rumpeln von Außenbordern, von Windböen und Eismaschinen, das Heulen hydraulischer Winschen. Es war graues Dämmerlicht, das morgens und abends kam und ging – wie Ebbe und Flut.

Es war eine Aura der Einsamkeit. Wir behielten den Kalender im Auge und warteten auf das Chaos, das ausbrach, wenn die Funkgeräte knisterten und knackten, die Telefone läuteten und Reifen auf den Parkplätzen rund um Greene Harbor Staub aufwirbelten. Wir suchten den Horizont nach zurückkehrenden Fischern ab, die abgerissen und mit speckigen Klamotten an Land gingen, ihr Seemannsgarn spannen, ihre Geheimnisse aber für sich behielten.

Es ist ganz normal, dass man seinen Geburtsort für einmalig hält, aber Städte wie unsere gab es auf der ganzen Halbinsel, entlang der ganzen Küste. In den Leihbüchereien gab es Bücher, die nie, und Filme, die immer ausgeliehen waren. Die Kinder spielten Baseball auf verwilderten Plätzen. Die Highschool-Schüler schwänzten den Unterricht in billigen Schnellrestaurants und imitierten die Flüche ihrer Eltern mit Zungen, die sie sich an stark gesüßtem Kaffee verbrannt hatten. Die Erwachsenen kauften Autos und Waschmaschinen auf Pump. Wir heulten und trösteten uns gegenseitig, wenn eine Katastrophe passierte, und davon gab es bei uns mehr als genug.

Loyalty Island war eigentlich gar keine Insel. Der Ort erstreckte sich über eine Landzunge, die in die Straße von Juan de Fuca hineinragte – eine schmale Halbinsel, die im rechten Winkel abknickte wie der Hals und der Kopf einer Giraffe. Hinter uns wuchsen im Regenwald Farne und Moos, das sich leuchtend grün von der Rinde der Bäume abhob. Entlang der Straßen neigten sie sich dicht an dicht und verwandelten sie in dämmerige Schluchten, durch die man wie auf Glatteis hindurchglitt. Hinter dem Wald leuchteten die weißen Berggipfel im Nebel. Die Meerenge war eine Palette aus grauem, blauem, grünem und schwarzem Wasser. Man konnte tagelang auf einer Pier, einem Hügel oder – wie in meinem glücklichen Fall – im Wohnzimmer sitzen und nur über Namen für die unterschiedlichen Farben grübeln. Und jenseits dieser Schichten aus Wasser und Licht zeichneten sich am Horizont Inseln ab, die von den Silhouetten dunkler Bäume überzogen waren. Hinter den Inseln trieb der Ozean die Wolken am Himmel vor sich her. Es regnete im Herbst, im Winter und im Frühling. Der Himmel hob und senkte sich; der Ozean zog sich zurück und rauschte heran, aber bis zu jenem Sommer, in dem ich vierzehn Jahre alt wurde, blieb Loyalty Island so, wie es war.



In jenem Sommer, dem Sommer 1986, regnete es pausenlos. Mein Vater kam jeden Abend mit quietschenden Gummistiefeln nach Hause. Meistens wartete ich, bis sich seine Umriss auf der bleiverglasten Haustür abzeichneten, aber an dem Abend war ich bei meiner Mutter in der Küche, beim Umluftgebläse des Backofens.

»Ich bin morgen Abend bei den Gaunts«, sagte mein Vater.
»John wird den morgigen Tag vielleicht nicht überleben.«

»Komm mal her«, rief meine Mutter mir zu. Sie stand gebückt und mit glühendem Gesicht vor der offenen Klappe des Backofens.

»Vielleicht stirbt er auch diese Nacht«, sagte mein Vater, »aber wahrscheinlich eher morgen.«

Ich griff mir die Auflaufform mit dem blubbernden Gemüse, aber sie entglitt meinem Ofenhandschuh, und meine Mutter musste das glühend heiße Glas mit ihrer bloßen Hand auffangen. Sie stieß die Backofenklappe mit dem Fuß zu und hielt ihren Arm unter den Wasserhahn. »Das kann nicht sein«, sagte sie.

»Es stimmt aber.«

»Hast du nicht mehr dazu zu sagen?«, fragte sie.

»Was kann ich denn *noch* sagen?« Mein Vater hatte seit Langem an der Oberlippe eine Narbe von einem Hundebiss, und manchmal sah es so aus, als würde er durch seine Narbe sprechen und nicht aus dem Mund. »Leberversagen, Nierenversagen, was weiß ich. Ich habe kaum mitbekommen, was der Arzt sagte.« Er ließ sich auf die rote Kunstlederbank in unserer Frühstücksecke fallen und rubbelte sich die Nässe aus dem Haar.

Mein Vater wusste nie, wie er uns etwas beibringen sollte. Das hatte nichts mit Faulheit oder mangelnder Sensibilität zu tun. Er hatte keine Ahnung, weil er uns einfach nicht kannte. Mindestens die Hälfte des Jahres war er in Alaska und konnte die entgangene Zeit kaum wettmachen. In den Sommermonaten las er mir jeden Abend vor dem Zubettgehen vor, hauptsächlich, glaube ich, um meine Mutter zu beeindrucken, um ihr zu beweisen, wie ernst er ihre Anordnung nahm, ich solle nicht blindlings in seine Fußstapfen treten. Als ich acht Jahre alt war, las er mir Robert Louis Stevensons *Schatzinsel* drei Mal von vorne bis hinten vor. Ich mochte den jungen Erzäh-

ler Jim Hawkins, aber insgeheim himmelte ich die dem Untergang geweihten Piraten an. Den Blinden Pew, der auf der Straße zusammengeschlagen wurde. Black Dog, dessen Finger so verstümmelt wurden wie die von Don Brooke, dem Freund meines Vaters. Israel Hands, der von der umschlagenden Ruderpinne getötet wurde. Und natürlich vor allem Käpt'n Flint, tot und begraben wie sein Schatz. Käpt'n Flint, der noch einen langen Schatten warf – viele Jahre, nachdem er sich in Savannah zu Tode gesoffen hatte. Ich bat meinen Vater, mir noch mehr zu erzählen.

»Was soll ich dir denn noch erzählen?«, fragte er lachend. »Da musst du Robert Louis Stevenson fragen. Aber der ist ja tot. Na, lass mich mal nachdenken.«

Ich wartete unter der Bettdecke, während mein Vater es sich auf dem blauen Sitzsack auf dem Fußboden bequem machte und die Nachttischlampe ausschaltete. Ich konnte den Duft der allabendlichen Tasse Kaffee in seinem Atem riechen. »Vor vielen Jahren«, begann er, »als Flint noch ein guter Kerl war ...«

Jeden Abend in diesem Sommer erzählte mir mein Vater eine neue Geschichte. Käpt'n Flint verteidigte in Haiti die Dörfer gegen Banditen, befreite in Brasilien Sklaven und freundete sich in Nepal mit dem Yeti an.

Wie immer brach mein Vater auch in diesem Herbst nach Alaska auf, und den ganzen Winter dachte ich über Käpt'n Flint nach. Wie konnte es gehen, fragte ich mich, dass sich der gute Käpt'n in den Mann verwandelte, der seinen Schatz auf der Skelettsinsel vergrub und seine Mannschaft umbrachte, um sein Geheimnis zu hüten; in den Mann, der Allardyce verrotten ließ, dessen ausgestreckter Arm den Weg zum Schatz zeigte? Als mein Vater im Frühjahr nach Hause kam, hätte ich ihm diese Frage beinahe als erste gestellt.

»Das sind doch bloß Geschichten, Cal. Das weißt du doch – oder?« Er ging durch alle Zimmer unseres Hauses. Das tat er immer, wenn er aus Alaska zurückkam, als müsste er das Haus erst wieder kennenlernen.

Wusste ich, dass es nur Geschichten waren?

Ich sagte Ja.

»Nun«, sagte mein Vater, während ich ihm ins Wohnzimmer folgte, »er wurde wahrscheinlich einfach gierig.«

»Wonach?«, fragte ich. »Was wollte er denn?«

Die Hände meines Vaters waren so fleischig und dick wie Steaks, sie waren vernarbt und schwielig – besonders an den Fingerspitzen. Er war breitschultrig und hatte kurze Beine, die wie geschaffen waren für ein schlingerndes Deck. Selbst zu Hause stand er breitbeinig da, als müsste er die Balance halten.

»Darum geht es nicht«, sagte er. »Gier bedeutet nicht, dass du nur *eine* Sache willst. Es heißt, dass du einfach *alles* willst und dass du nicht weißt, *was* du willst. Etwas haben zu wollen – das geht in Ordnung. Aber das nennen wir nicht Gier.«

»Wie nennst du es dann?«, fragte ich.

Ich wünschte, ich könnte mich an seine Antwort erinnern. Warum kann ich es nicht? Wer entscheidet, was wir behalten und was wir vergessen? Wer hatte entschieden, dass ich die Verzweiflung im Gesicht meines Vaters, als er uns an jenem Abend sagte, dass John Gaunt im Sterben lag, immer sehen würde? Unter normalen Umständen machte er den Eindruck einer vollkommen ausgewogenen Naturkraft – salzverkrustet und klatschnass von der See und vom Sprühregen –, aber an jenem Abend schälte er sich aus seiner mit Lammfell gefütterten braunen Cordjacke, breitete sie auf dem Küchentisch aus und legte seinen Kopf darauf.

»Du merkst es einfach nicht, wenn es dich jahrelang an-

gestarrt hat«, sagte er. »John gehört alles. Wenn Richard herkommt, kriegt er alles.«

Meine Mutter zuckte mit den Mundwinkeln. Ihre grünen Augen waren umrahmt von feinen weißen Linien, die wie Wellenkämme aussahen. Mein Vater sagte stets, er habe sie geheiratet, damit er immer an der See sein konnte. Ziemlich abgeschmackt, aber er meinte es wirklich.

»Hast du gerade gesagt, dass John im Sterben liegt? Bist du wirklich gerade mit diesen Worten zur Tür reingekommen?« Sie starrte ihn an und schloss dann die Augen, als ob sie den Anblick nicht ertragen konnte.

»Für mich ist das auch nicht schön«, sagte mein Vater.

Meine Mutter ging wieder zum Wasserhahn und sagte mit lauter Stimme, um das Rauschen zu übertönen: »Wie lange weißt du es schon? Warum hast du nichts gesagt?« Sie wollte noch etwas anderes sagen, aber das bekam ich nicht mehr mit. Schließlich drehte sie den Hahn zu und wischte sich die Augen mit dem Geschirrtuch ab.

Mein Vater sah auf, den Kopf immer noch auf seiner Jacke. Auf seinem Handgelenk klebte ein Rest verkrusteter weißer Farbe, der wie ein Eisberg aussah. Er roch nach Terpentin. »Er ist gestern zusammengebrochen, aber bis heute Abend wusste keiner, wie schlimm es war. Ich fühl mich beschissen. Das kannst du dir doch denken.« Er setzte sich auf, und seine Stiefelabsätze quietschten über die orangefarbenen Fliesen, als er die Beine ausstreckte. Meine Mutter kniete vor ihm, die verbrannte Hand mit einem Geschirrtuch umwickelt. Mit ihrer freien Hand zog sie ihm langsam die Stiefel aus. Ich hatte sie das noch nie machen sehen.

»Wir kommen mit zu John morgen«, sagte meine Mutter. »Cal und ich.«

Mein Vater schwieg. Er konnte ihr nie etwas abschlagen. Das Spaghettiwasser verdunstete in Dampfwolken. Sie brachte die Stiefel an die Küchentür. »Gieß bitte die Nudeln ab, Cal«, sagte sie. Dann begann sie zu weinen. Mein Vater sah sie einen Augenblick an, legte den Kopf zurück auf die Jacke und presste seine Unterlippe gegen einen Metallknopf.



John Gaunt war der Chef von Loyalty Fishing, dem größten Fischereiunternehmen der Gegend – und der einzige Mensch in der Stadt, der über nennenswerten Reichtum verfügte. Ihm gehörten der rund fünfundvierzig Meter lange Krabbenkutter *Laurentide*, den mein Vater fuhr, der Kutter, den der Freund meines Vaters, Sam North, kommandierte, die *Cordilleran*, und überhaupt alle weiteren Schiffe der Loyalty-Flotte. Er besaß auch das Kühlhaus. Und außerdem die stinkende Fischverarbeitungsfabrik, die Krabbenkörbe, die in Dutch Harbor lagerten, und die Schleppnetze in Greene Harbor. Ihm gehörten die Schleppangelruten, die künstlichen Fliegen und die gut sechzehn Zentimeter langen Blinker. Ihm gehörten die Loran-Funknavigationssysteme, die Bordfunk-, Radar- und Echolotgeräte in den Ruderhäusern der Kutter. Ihm gehörten die Teekessel und Kaffeemaschinen, die angeschlagenen Becher, die Kiefernchapps in den Kombüsen und die kleinen Messinghaken, an denen die Kaffeebecher baumelten. Ihm gehörten die Slipanlagen in Greene Harbor, wo seine Schiffe eindockten, und alle anderen Slipanlagen sowieso. Und natürlich ein Anteil am gesamten Fang, der angelandet wurde: Königskrabben, Schneekrabben, Tannerkrabben, Heilbutt, Kabeljau und Schellfisch.

All dies gehörte ihm von Geburt an. Die Firma und angeblich auch die Stadt waren von Johns Urgroßvater Raleigh gegründet

worden und wurden gewissermaßen durch drei Generationen der Gaunt-Sippe weitergereicht.

Für uns war die Geschichte der Gaunts so grundlegend und schwer zu fassen wie ein griechischer Mythos. Man munkelte, Raleigh wäre der unerwünschte Sohn einer Prostituierten aus Seattle gewesen, die ihn während einer mondlosen Nacht in einen Weidenkorb gesteckt und in der Elliott Bay ausgesetzt hätte. Die Flut hätte Raleigh über die Meerenge in den Pazifik getragen, bevor sie ihn zurückwarf ans Nordufer der Olympic-Halbinsel. In einer anderen Version wurde Raleigh als englischer Ballonfahrer dargestellt, als Gentleman-Abenteurer, der den Pazifik solo überqueren wollte. Nur wenige Hundert Kilometer von Vancouver entfernt wäre die Heißluft aus der Ballonhülle entwichen, und er sei an unserer Felsenküste gelandet.

Don Brooke, einer von Johns Skippern, erzählte jedes Mal im September seine Version der Geschichte. Er war ein erbärmlicher, kleinwüchsiger Kerl. Dabei ging es nicht so sehr um seine Körpergröße – er war wirklich *klein*; was ich damit sagen will, ist: Er war mickrig. Er konnte niemandem in die Augen sehen, schon gar nicht Kindern. Er fand es witzig, so zu tun, als wollte er einen erwürgen, und er drückte immer zu fest zu. Aber einmal im Jahr war Don mein Held.

In Loyalty Island kam man nicht im Krieg um. Man ertrank in den Strömungen der Beringsee. Bevor die Fangsaison im September begann, feierten wir den Gedenktag mit einer Schweigeminute vor dem Salat. Nach dem Essen klopfte John Gaunt für gewöhnlich mit seinem Ehering ans Glas und ließ seine sanfte Stimme über den Tisch schweben. »Auf das kommende Jahr«, sagte er und hob sein Glas. »Mehr wollen wir gar nicht.«

Die Erwachsenen zündeten sich Zigaretten an. Sie nahmen die Servietten vom Schoß und pflanzten sie auf den Tisch wie

Flaggen, den Mund wischten sie sich mit dem Handrücken ab. Daraufhin ging Don schwerfällig zum oberen Ende der Tafel und erzählte die Geschichte von Raleigh Gaunt mit mörderisch schleppender Stimme – der Stimme von Billy Bones. Dabei stützte er sich mit dem Knie auf einem Stuhl ab, um seine angegriffene Hüfte zu entlasten, er wandte sich dem Kindertisch zu und starrte jeden von uns der Reihe nach an.

»Raleigh Gaunt«, sagte er dann und ballte die Faust, als ob allein der Name ein Grund zum Feiern wäre. »Was wissen wir von Raleigh Gaunt? Er war Offizier an Bord eines Walfängers aus San Francisco. Das wissen wir. Und wir wissen auch, dass das Schiff, statt auf südlichen Kurs zu gehen, sich nördlich hielt und Jagd auf Buckelwale in der Straße von Juan de Fuca machte – und da in rauen Wetter geriet. Bei Anbruch der Abenddämmerung waren sechsundzwanzig Mann an Bord, am frühen Morgen hatte die halbe Mannschaft ihr nasses Grab gefunden.« An dieser Stelle machte Don eine Pause, kniff ein geschwollenes Auge zu und musterte mit dem anderen messerscharf jedes Kind. »Wie viele waren dann noch übrig?«

»Dreizehn!«, riefen wir.

Er tat so, als würde er jeden Einzelnen an den Fingern abzählen. Der Zeigefinger seiner rechten Hand war in einen Köderkorb geraten und dabei verstümmelt worden, und bei »dreizehn« wackelte er bedrohlich mit dem Stumpf und grinste.

»Und was ist Brauch bei dreizehn Leuten?«

»Über die Planke gehen!«, riefen wir.

Don hielt wieder inne und ließ den nächsten Satz wirken. Der tat es aber nicht – nicht auf Jahre hinaus.

»Brauchtum, das wissen wir, ist die Triebkraft der Geschichte. Die Überlieferung sagt uns, dass die Zahl Dreizehn Unglück bringt. Dreizehn Männer – das war das Letzte Abendmahl. Der

Käpt'n trommelte seine Leute am Morgen zusammen. ›Tut mir leid, Männer – wir müssen Lose ziehen.« Aber Raleigh Gaunt fiel ihm ins Wort.«

An dieser Stelle wandte sich Don an John Gaunt. »Was hat Raleigh gesagt?«

John fuhr sich immer mit der Hand durch den Bart, als würde er über die Frage nachdenken. »Warum nicht ich?«

»Warum nicht ich?« Und Don klopfte mit seinen Knöcheln auf den Tisch, als wollte er die körperliche Verletzlichkeit demonstrieren und uns vor Augen führen, was Raleigh aufzugeben bereit war. »Tapfere Worte.«

Die Sonne, erzählte Don, war gerade aufgegangen, aber schon hell, als die übrigen Männer an Deck antraten. Der Flaschenzug quietschte, als das Walfangboot zwei Decks tief zur Wasseroberfläche abgefiert wurde. In der gleißenden Morgensonne konnte Raleigh die Gesichter der Männer nicht ausmachen, aber er roch die Fichtennadelseife, mit der sie nach dem Sturm das Deck geschrubbt hatten, und diesen Geruch konnte ich am Kindertisch beinahe erschnuppeln. Ich spürte auch fast den Geschmack des Schiffszwiebacks, den sie Raleigh als letzte Mahlzeit gegeben hatten, und ich konnte auch beinahe den Wind hören, der die Flaggen flattern ließ und das Großsegel blähte, als sich das Schiff aufrichtete und ihn dem Vergessen überließ.

»Und warum nicht Raleigh?«, fragte Don. »Irgendjemand musste ja all dies aufgeben. Raleigh war nur tapfer genug, das auch zu tun. Nach einer Stunde war das Schiff nur noch ein Punkt an der Kimm. Aber nach nur einer Woche hatte er schon unsere Ortschaft gegründet.«

Wir klatschten und jubelten. Raleighs Geschichte war *unsere*; sie sagte etwas über uns aus. Und was waren wir? Die Nachkom-

men – zumindest im Geiste – eines Mannes von außergewöhnlichem Mut, der seelenruhig seinen Platz achtern in einem Walfangboot einnahm, weil das Brauchtum es so forderte. Der ein offenes Boot quer über den Nordpazifik steuerte und an der Spitze des Kontinents anlandete – erschöpft, mit aufgeplatzten Lippen, und der aus alten Traditionen neue schmiedete. In dem Augenblick hatte ich das Gefühl, als gäbe es kein Schicksal auf der ganzen Welt, das so einzigartig war wie meines.

Selbst nachdem ich Loyalty Island verlassen hatte, blieb dies Gefühl lebendig. Manchmal verbringe ich im September ganze Sonntagnachmittage damit, Kartoffeln zu schälen, Fischfond köcheln zu lassen, bemehlten Heilbutt anzubraten, um so das Gedenktagsmahl meiner Kindheit wiederaufleben zu lassen. Während ich koche, kann ich nicht umhin, mir vorzustellen, wie ich mich an den Tisch zu meinem Vater und all den anderen Fischern setze, die unterwegs zur Beringsee sind. Stattdessen lade ich Freunde ein, von denen so mancher sogar noch nie den Ozean gesehen hat.

Dons Geschichte war womöglich nur Bockmist. Wahrscheinlicher ist es, dass Raleigh auf der Suche nach Gold buchstäblich aus dem Nichts im Westen auftauchte, und als sich das nicht bezahlt machte, sich auf Fischfang verlegte, und dabei ging er weit genug die Küste hinauf, um ungehindert über die Bestände an Lengdorsch, Lachs und einigen dickköpfigen Grauwalen verfügen zu können. Nach dreißig Jahren war der Lengdorsch abgefischt, nach vierzig gab es kaum noch Lachs, aber zu dem Zeitpunkt spielte das schon keine Rolle mehr. Dieselmaschinen und Kühlhäuser gestatteten es den Gaunts, immer weiter in den Ozean vorzudringen, nach Norden und Westen, Generation für Generation.

Im Unterschied zu den Städten, die einst Textilien herstell-

ten und verödeten oder sich in belanglose Touristenfallen verwandelten, blieb Loyalty Island rund hundert Jahre lang so, wie es war. Und das hatten wir den Gaunts zu verdanken. Größere Schiffe, bessere Ausrüstung, auf Kredit und vor dem Abschwung gekauft, versetzten die Männer in die Lage, den Fanggründen entlang der Küste zu folgen, sich aufzuteilen und Beute zu machen. Als die Krebsfischerei in Alaska in den Siebzigerjahren außer Rand und Band geriet, war John Gaunt besser darauf vorbereitet als alle anderen in der pazifischen Fangflotte. Seine brandneue Armada aus fünf Schiffen, von denen zwei rund fünfundvierzig Meter lang waren und je hundertzwanzig Krebskörbe an Bord hatten, verhalf den Fischern von Loyalty Island zu Spitzenpositionen und Fangergebnissen in Höhe von Millionen von Dollar.

Den Gaunts war es zu danken, dass die Fischer sichere Arbeitsplätze hatten und folglich auch die Lehrer und Elektriker. Bob Rusk zapfte nach wie vor Olympia-Bier in Eric's Quilt (benannt nach der wärmenden Decke, die Bobs Lebensgeister wieder wachrief, nachdem man ihn aus der Beringsee gefischt hatte). Mrs. Zhou drückte weiterhin in der Reinigung auf den Knopf, der das Gestell mit den Kunststoffhüllen für die Kleider in Schwung versetzte. Will Percy führte nach wie vor seine linkischen Gespräche mit Besuchern des Orpheum-Kinos, dessen Foyer nach seinem Pfeifentabak roch. Mrs. Gramercy, deren eine Gesichtshälfte gelähmt war, machte in der Leihbücherei weiterhin ihre Runden und staubte in den Regalen Buchrücken für Buchrücken ab.

—

John Gaunt starb an einem für den Nordwesten typischen Morgen: Es hatte den Anschein, die Sonne wäre über Nacht ausgebrannt und würde nur herabfallende Asche hinterlassen. Während ich unter der Dusche stand, betrat meine Mutter, ohne anzuklopfen, das Badezimmer. Durch den Plastikvorhang sah ich schemenhaft, wie sie ihr Haar im Spiegel zurechtmachte. Falls sie dabei etwas sagte, ging es im zischenden Strahl des heißen Wassers unter. Als ich in mein Zimmer zurückkam, war mein grauer Anzug schon auf dem Bett bereitgelegt. Unten im Flur gab sie mir meinen schwarzen Mantel, der viel zu warm und schwer war für das Wetter.

Bevor mein Vater sie nach Loyalty Island verfrachtete, hatte sie in Santa Cruz in Kalifornien unterrichtet. Das konnte ich mir kaum vorstellen. Nicht zuletzt war sie weitaus schöner als jede Lehrerin, die ich jemals gehabt hatte. An jenem Morgen trug sie ein bodenlanges dunkelgraues Kleid. Ein Anhänger aus Bernstein, der die Form einer Pfeilspitze hatte, leuchtete an einer Kette um ihren Hals. Sie war damals im fünften Monat schwanger, und ich hatte sie wochenlang nichts anderes als geblümete Umstandskleider tragen sehen. Die schlichte Gestalt, die ich vor mir sah, war erstaunlich.

Einmal, vor vielen Jahren, läutete während des Mittagessens das Telefon. Meine Mutter hielt den Hörer lange ans Ohr, schwieg und zupfte an ihrem Pferdeschwanz. Nachdem sie den Hörer aufgelegt hatte, setzte sie sich in die Essecke und legte beide Hände flach auf den gelben Küchentisch. »*Andromeda*«, sagte sie. *Andromeda* war unser Kennwort des Monats. An jedem Monatsersten während der Abwesenheit meines Vaters suchten wir uns aus Edith Hamiltons *Großem Buch der klassischen Mythen* einen neuen Namen aus. Einen Monat war es Hermes, im nächsten Hades. Wenn wir etwas Wichtiges zu be-

sprechen hatten, sagten wir das Kennwort und legten unsere Handflächen mit gespreizten Fingern auf den Tisch, bis wir beide meinten, es könne losgehen.

»Die *Laurentide* meldet sich seit gestern nicht mehr über Bordfunk«, sagte meine Mutter. »Verstehst du?«

»Ja.«

»Man hat keine treibenden Wrackteile gefunden, und das ist ein gutes Zeichen. Verstehst du?«

»Ja.«

Bei ihren nächsten Worten sah sie mir direkt in die Augen, als hätte sie es geübt. »Die Chancen stehen trotzdem nicht sonderlich gut. Verstehst du?« Sie legte ihren Arm um mich und strich mir das Haar zurück, wobei sie mir sanft ins Ohr flüsterte: »Geht's dir gut?«

»Ja«, sagte ich, und es stimmte auch. Ich wäre aufgelöst gewesen, hätte sie in ihrem Blick nicht diese Ausdauer und in ihrer Stimme nicht diese Festigkeit bewiesen, die sich meiner Meinung nach auf ihre Überzeugung gründeten, dass mein Vater noch am Leben war und dass er – wie immer – aus Alaska zurückkehren würde. Und so war es auch. Am Tag danach stellte sich heraus, dass Bordelektronik und -funk der *Laurentide* ausgefallen waren, das Schiff ansonsten aber gut in Schuss war.

An diesem Abend deckte meine Mutter zum Essen einen dritten Platz ein, was sie oft tat, als ich noch klein und mein Vater nicht zu Hause war. »Kennst du den einzig richtigen Weg zu feiern?«, fragte sie. »Du musst gleichzeitig kochen und tanzen.« Sie schenkte sich einen Whiskey ein und schickte mich in ihr Kellerstudio, um eine Schallplatte auszusuchen. Ich hatte die Wahl unter Hunderten von Platten auf Regalen, die ich gerade noch mit dem Arm erreichen konnte. Sie ließ mich selten allein da herunter, und ich nahm den Auftrag ernst. Ich wählte

ein Stück mit dem Titel *Quartett auf das Ende der Zeit*, weil es sich wie eine Abenteuergeschichte anhörte.

»Hmmm«, machte sie. »Nun – versuchen wir's mal.« Als die Musik erklang – geisterhafte Violinen und dissonante Klavierakkorde –, begann sie, sich in den Hüften zu wiegen.

»Ich hole was anderes«, sagte ich.

»Ich finde es perfekt«, antwortete sie.

Sie wirbelte in ihrem langen Rock herum. Die Küche roch nach köchelnden Tomaten. Sie nahm noch einen Schluck Whiskey, drehte sich im Kreis und warf dabei einen Löffel herunter. Sie machte die Deckenbeleuchtung aus und ließ nur das Licht über dem Herd brennen – wie einen Spot, der den verkehrten Teil der Bühne beleuchtet.

»Na los«, sagte sie. »Tanzen kann man nicht allein. Das geht nicht.« Sie nahm mich bei der Hand, und wir drehten uns fast wie im Walzertakt.

»Irgendwie stimmt das nicht«, sagte ich. »Es passt nicht.«

»Stimmt. Du musst führen.«

Das Klavier klang wie Hufgetrappel. Eine Klarinette jaulte und trillerte. Ich versuchte, mich im Takt der Musik zu bewegen, und meine Mutter beobachtete mich dabei und lächelte mir zu. Sie ahmte mich spiegelverkehrt nach und machte wilde Drehbewegungen, die Hände hoch über dem Kopf, bis wir so lachen mussten, dass wir nicht weitertanzen konnten.

Später, beim Essen, lachte sie nicht mehr, und ich sah ihr an, dass sie nicht mehr glücklich war. Ich kannte diese Stimmungsumschwünge. Sie hatte sich früher immer wieder für Jobs beworben, wollte aber nicht zum Vorstellungsgespräch erscheinen. Sie kochte Mahlzeiten mit mehreren Gängen, nur um sie anschließend in den Müll zu werfen. Vielleicht bezog sie daraus eine gewisse Stärke, eine gewisse Freiheit, sich anders

zu entscheiden, jeden Augenblick aufzubegehren, und wenn auch nur gegen sich selbst.

»Da siehst du, wie gefährlich das alles ist«, sagte sie, »was dir alles passieren könnte.«

Das war mir klar, aber die Tatsache, dass mein Vater wieder einmal überlebt hatte, gab mir die Gewissheit, dass niemand, der mir etwas bedeutete, jemals sterben könnte.

»Wer nicht wagt, der nicht gewinnt«, äffte ich meinen Vater nach. Meine Mutter nickte, stand auf, schenkte sich noch einmal Whiskey nach und sagte dann: »Du kannst nichts dafür. Aber ich kann dir gar nicht oft genug sagen, wie dumm das ist, was du gerade gesagt hast. Wenn du etwas Sinnvolles mit deinem Leben anfangen willst, dann solltest du das wenigstens erklären können. Übernimm nicht einfach Ideen anderer Leute. Ich weiß, dass die meisten Menschen das tun, aber du solltest das nicht machen. Es wäre nicht fair.«

»Fair wem gegenüber?«, fragte ich.

»Mir gegenüber«, sagte sie.

Wenn es um meinen Vater ging, um meine Zukunft, dann gab es keine Kompromisse. Sie war fast immer so standhaft. Aber am Tag, als John Gaunt starb, ging sie im Wohnzimmer auf und ab und rieb sich die geröteten Augen. Sie hatte Flecken auf den Wangen, und ihr Augen-Make-up war schon ganz zerlaufen. Während ich mir die guten Schuhe anzog, hustete sie in ein zerknülltes Papiertaschentuch. Als ich zur Tür ging, zog sie mich zu sich heran und drückte ihre Stirn auf meine Schulter.

»Du musst mir heute helfen«, sagte sie mit sanfter Stimme. »Wenn wir bei John sind, werde ich deine Hilfe brauchen.« Ich war so überrascht, dass ich nicht fragte, wobei.

—

John fuhr schon lange nicht mehr zur See. Ich kann mich jedenfalls nicht daran erinnern, ihn jemals an Bord gesehen zu haben. Er war so um die fünfundsechzig, groß und von schlanker Statur. In meiner frühesten Erinnerung hatte John schon einen weißen Bart, der aber immer noch einen orangefarbenen Hauch aufwies – wie die erste Morgendämmerung auf einer Nebelbank. Er humpelte leicht und stützte sich auf einen polierten Spazierstock.

Außerhalb der Fangsaison, wenn er und die anderen Skipper zu uns zum Abendessen kamen, traf John immer als Erster ein und kündigte sich durch zweimaliges Klopfen mit seinem Spazierstock an unserer Haustür an.

An jenen Abenden, wenn meine Mutter kochte, war die ganze Küche in Aufruhr: das zischende Öl in der Schmorpfanne, das Klicken der Brenner, die blauen Flammen, die unter den Töpfen aufblühten. Sie stand über den Herd gebeugt, überprüfte Suppen und Gemüse durch wabernde Dampfwolken. Sie wirbelte vom Schneidebrett zum Spülbecken, wobei ihre Absätze auf den orangefarbenen Fliesen klapperten.

Mir fiel bald auf, dass das stakkatoartige Klopfen an der Haustür das Signal für meine Mutter war, sich die Haare glatt zu streichen und noch einmal einen Blick ins Wohnzimmer zu werfen. Wenn sie dann die Tür öffnete, schien der Druck aus dem ganzen Haus zu weichen.

Wenn auch die anderen Skipper, Don Brooke und Sam North, eingetroffen waren, setzten wir uns zu sechst an den Tisch mit seiner cremefarbenen Leinendecke und zogen die Servietten aus den Plastikringen. Meine Mutter fragte andere Leute niemals, was sie von ihrer Kochkunst hielten, aber wenn John ihr Komplimente machte, schürzte sie ein bisschen die Lippen, als würde ein richtiges Lächeln verräterisch wirken.

Bei Tisch wurde nur über das Geschäft gesprochen. John, Sam, Don und mein Vater kabbelten sich über Treibstoffkosten und die Frage, welche Fischverarbeitungsanlage sie über den Tisch ziehen würde und welcher sie trauen konnten. Ich schob meinen Stuhl zurück und bohrte meine Ellbogen in die Platzdecken, genauso wie es die anderen machten, und bemühte mich, das alles einzuordnen. Ich glaubte, wenn ich mir alles merken könnte, würde der Tag kommen, an dem Don, Sam oder sogar mein Vater einen Fehler machen würden – nur einen kleinen –, und ich könnte ihn dann korrigieren. Aber irgendwann schweiften meine Gedanken ab zu dem Fisch, der auf meinem Teller lag, oder zum Jazz aus der Stereoanlage.

Erst wenn sich das Gespräch den angepeilten Fanggebieten zuwandte, konnte ich mich konzentrieren. Die Inside Passage. Cape Decision. Veta Bay. Alaska. Diese Namen klangen nicht weniger fantastisch als Argos, Schädelinsel oder Stadt der Affen. Beim Klang der Namen fühlte ich, wie sich mein Verstand weitete. Ich stellte mir weiße Seen und Stille vor. Tröpfelndes Licht und kalte Windstöße. Schiffe, die Wellen durchpflügten, begleitet von Vogelschwärmen so schwarz wie Schlüssellöcher im Himmel.



Wir hatten in der Auffahrt zum Haus der Gaunts Staub aufgewirbelt und waren durchs dunkle Wohnzimmer gelaufen und die Treppe hinaufgerannt, dann aber hielt meine Mutter uns vor der offenen Tür zu Johns Schlafzimmer zurück. Wir hörten Stimmen.

»Wir müssen jetzt nichts entscheiden – dein Vater, zum Donnerwetter, wir wissen doch noch nicht ...« Die erste Stimme war die von Sam North.

»Sieht es etwa so aus, als würde mein Vater sich demnächst wieder aufsetzen im Bett? Wohl kaum.« Die zweite Stimme klang trübe und unbarmherzig. Ich wusste sofort, das war Richard, Johns einziger Sohn. Ich hatte ihn mindestens ein Jahr lang nicht gesehen. Er war weg. Das sagten sie immer über Richard. Er war weg. Niemand hatte eine Ahnung, wo.

»Dann musst du jetzt die Entscheidungen treffen. Der Zeitpunkt ist natürlich beschissen. In einem Monat ist Hochsaison. Wir kümmern uns um alles, aber wir müssen uns darauf verlassen können, dass wir rausfahren«, sagte Sam.

»Oder ich könnte mit euch kommen«, sagte Richard.

»Wenn du willst.«

»Es würde mich nur ein paar Frostbeulen im Gesicht kosten, richtig?«

Sam lachte. »Höchstens.«

»Könnte aber auch sein, dass ich nicht aussehen möchte wie in einem Horrorfilm.«

»Richard, du musst wissen, was dies alles deinem Vater bedeutete.«

»Was es John *bedeutet*«, sagte Don Brooke. »Nicht, was es *bedeutete*. Er kann uns hören. Ich möchte nicht, dass er denkt ...«

»Er denkt überhaupt nichts«, sagte Richard.

Sie sprachen darüber, was nach Johns Tod aus der Firma werden sollte. Mir war klar, dass Richard alles erben würde, obwohl er noch niemals das Deck eines Kutters betreten hatte. Ich wusste auch, dass die Geringschätzung meines Vaters und die von Sam und Don für Richard es mit seinem Hass auf die drei aufnehmen konnte. Mir war aber auch klar, dass sich nichts jemals ändern würde.

Jeden Herbst fuhren die Schiffe nach Dutch Harbor. Und jedes Frühjahr kehrten sie zurück. Und jeden Sommer war die

Sonne bis spätabends hoch am Himmel, wenn in Cousins Park Grillpartys gefeiert wurden. An Wochenenden erstrahlte der Himmel über Greene Harbor vom Feuerwerk, und eine Band spielte auf der kleinen Bühne bei der Promenade. Aber schon im August hatte Safeway Tiefkühlkost und Milchpulver auf Lager. Die Männer, die den Sommer über ausgeschlafen oder im Fernsehen Baseball geguckt hatten, machten sich wieder an die Arbeit, verpassten den Schiffen einen neuen Anstrich und reparierten die Ausrüstung. Alle anderen konnten nur zusehen, wie sich der Sommer verabschiedete – über Wochen, Tage, Stunden.

Jeder hatte seine eigene Art, sich zu verabschieden. Justin Howard, Deckarbeiter auf Sams Schiff, fuhr den ganzen Weg nach Ashland, um sich beim Shakespeare-Festival eine Inszenierung anzusehen, weil er sich in eine der Schauspielerinnen verliebt hatte. Andrew Ramzi guckte sich nächtelang Filme an, damit er sie während der Schichtarbeit an Deck im Gedächtnis wieder abspulen konnte. Andere, viele andere sofften in Eric's Quilt, bis sie vom Hocker fielen.

Mein Vater nahm sich den Bart ab. Jedes Mal im September: das Klappern der Schere, wenn er ihn stutzte; das Wischen des altmodischen Pinsels, wenn er allmählich Wangen, Kinn und Hals einschäumte; dann das Schaben des Rasierers, das Abstreifen des Rasierschaums. Bis er ein neues Gesicht hatte, das irgendwie einen weniger freundlichen Eindruck machte – vielleicht, weil ich wusste, was das zu bedeuten hatte. An dem Abend drückte er mich an seine glatte, nach Bay-Rum-After-shave riechende Wange, und am Morgen war er fort und hatte nur die Stoppeln im Waschbecken hinterlassen – rostrote Reste auf dem Weiß des Beckens, obwohl sein Kopfhaar braun war.

Die Zurückbleibenden igelten sich ein. Den ganzen Herbst, den ganzen Winter lebten wir – so kam es uns vor – an der

Grenze zum richtigen Leben, das sich woanders abspielte. Es schien, als ob *wir* die Abwesenden waren, nicht die anderen, dass *wir* diejenigen waren, die sich verabschiedet hatten. Ist es dann vielleicht ein Wunder, dass so viele von uns alles dafür gegeben hätten, dieses Leben teilen zu können, egal, wie wenig es zu uns passte, wie wenig wir davon verstanden?

»Geh rein«, sagte meine Mutter.

Das Zimmer wirkte wie aus dem vorigen Jahrhundert: das leere Himmelbett, sorgfältig gemacht, die dunkelroten, mit Kordeln gerafften Vorhänge, die bis zu den dunklen Dielen reichten. Die Bücher auf den Wandregalen waren in Staub eingehüllt. Die Luft roch nach dreckigen Fingernägeln. Hinten in der Ecke standen drei Männer, mit dem Rücken zu uns.

»Henry«, flüsterte meine Mutter, »wir sind da.«

Mein Vater drehte sich um und ging auf uns zu. John lag in einem Krankenbett, umgeben von grün-schwarzen Monitoren. Meine Mutter schloss die Augen.

»Deine Familie, Henry?«, fragte Richard. Er saß neben dem Krankenbett, die Ellbogen auf die Knie gestützt. Er trug ein schwarz gestreiftes Hemd mit offenem Kragen, aus dem ein Schopf dunkler Haare hervorlugte. Die Strähnen seines dunklen Ponys hingen knapp über seinen Augen. Seine Nase neigte sich nach rechts und erweckte den Eindruck, als wolle sich sein Gesicht vom Schädel davonmachen.

»Möchtest du, dass sie gehen?«, fragte mein Vater.

»Ist mir egal.« Richard stand auf. »Sie dürfen bei dieser Sache genauso dabei sein wie ihr.« Er ging hinüber und fläzte sich auf das Himmelbett. »Ich finde, das ist eine Familienangelegenheit. Nur – wer entscheidet, wo die Familie anfängt und wo sie aufhört?«

»Sag einfach, was du willst, Richard«, sagte mein Vater.

»Tu, was *du* willst«, entgegnete Richard. »Ich kann jetzt nicht groß nachdenken.« Er stützte sich auf einen Ellbogen und gab ein schmalleppiges Lächeln von sich. »Henry, glaubst du, dass die Chinesin von der Wäscherei meinem Vater auf dem Totenbett einen Besuch abstatten möchte? Ich glaube, sie hatte ihn immer gern.«

»Richard, wir können auch alle gehen«, sagte Sam, »aber ich glaube nicht, dass es deinem Vater guttut, sich so was anzuhören.«

»Du hast recht. Ich bin wahrscheinlich hysterisch oder so.«

»Das ist verständlich«, sagte Sam.

»Natürlich«, sagte Richard ruhig. Als er wieder aufsaß, trafen sich unsere Blicke. »Toller Anzug. Feierst du heute deinen Abschluss von der Junior High School?«

Ich blickte auf die Bügelfalte meiner Hose. Don Brooke hatte die Ärmel seines Flanellhemdes aufgerollt. Die Arbeitsstiefel meines Vaters hatten Matschränder. Ich schämte mich und war wütend, aber nicht auf Richard. Ich starrte meine Mutter an, aber sie biss sich nur auf die Unterlippe und schüttelte den Kopf, mehr aus Ärger denn aus Trauer.

Auch mein Vater übersah mich geflissentlich, er hatte weder mich noch meine Mutter beachtet, als wir ins Haus kamen. Er hatte Richards Platz am Bett eingenommen und lehnte sich mit hochgerecktem Kinn zurück, als zöge ihn jemand an den Haaren. Meine Mutter und ich standen verloren herum, kaum in der Tür, bis Sam North zu uns kam und meinen Oberarm drückte.

»Hältst du die Ohren steif, Eisenmann?« Er nannte mich immer Eisenmann – nach dem berühmten Baseballstar Cal Ripken Jr.

»Erzähl mir, was los ist«, sagte meine Mutter.

Sam war ein Riese. Er musste sich herunterbeugen, um meiner Mutter den Arm um die Schulter zu legen.

»Es passiert alles Mögliche, aber nichts klappt«, sagte er. »Jetzt gerade ist es sein Blutdruck. Sie geben ihm irgendein Medikament, um ihn hoch zu halten, aber der Blutdruck will immer sinken.«

»Ist er ... Kann er uns überhaupt hören?«

»Der Monitor da ist für den Blutdruck.« Sam deutete auf das Bett und das Arsenal zwitschernder Bildschirme. »Wir haben den ganzen Morgen hier am Bett alte Geschichten erzählt. Manchmal, wenn eine gute dabei ist, können wir wirklich sehen, wie der Blutdruck steigt. Das ist aber auch das Einzige.«

»Was für Geschichten sind das?«, fragte meine Mutter.

Sam drehte sich mit einem Lächeln, das nach Whiskey roch, zu mir herum. »Ich habe einen Job für dich, Eisenmann. Jamie ist irgendwo da draußen. Würdest du ihn für mich suchen?«

»Was für Geschichten, Sam?«, fragte meine Mutter noch einmal. »Glaubst du vielleicht, ich hätte deine schmutzigen Geschichten noch nie gehört?«

Sam kniff die Lippen zusammen. »Donna«, sagte er, »ich weiß nicht, was für Geschichten du gehört hast.«



Als mein Vater schließlich vom Stuhl an Johns Krankenbett aufstand, streckte meine Mutter die Hand nach ihm aus. Er drehte sich mit der Schulter zur Tür. Er wandte sich auch nicht um, als er das Zimmer verließ. Nicht überraschend. Wenn meine Eltern nicht glücklich waren, sahen sie gewöhnlich aneinander vorbei, manchmal wochenlang. Ich kann mich nur an wenige Male erinnern, wo sie tatsächlich miteinander kämpften. Als ich sechs oder sieben Jahre alt war, wurde ich einmal auf

Geschrei im Wohnzimmer aufmerksam. Meine Mutter hatte eine Stehlampe umgetreten, dabei war der Schirm abgefallen. Schlagartig war das Zimmer grell erleuchtet, und der Schatten meines Vaters war deutlich an der Decke zu sehen. Er bückte sich schweigend, richtete die Lampe auf und brachte den Schirm wieder an.

»Tut mir leid«, sagte meine Mutter, während mein Vater Staub aus den Schirmfalten klopfte. »Es ist nur ... er könnte alles Mögliche werden. Es gibt so viele andere Berufe neben deinem. Vielleicht weißt du das gar nicht.«

»Wirklich? Du glaubst, ich weiß das nicht?«, sagte mein Vater. »Das ist das Letzte, was ich für ihn möchte.«

Später machte ich meiner Mutter Vorwürfe. Dabei ging es nicht um das, was sie, sondern darum, was mein Vater gesagt hatte. So wie ich ihr die Schuld dafür gab, dass mein Vater in Johns Schlafzimmer einfach an uns vorbeiging, ohne einen Ton zu sagen. Als er im Hausflur war, drehte sie sich zu mir um.

»Als mein Großvater im Sterben lag«, sagte sie, »ging ich zu ihm und küsste ihm die Stirn, obwohl ich Angst hatte.«

»Ich habe keine Angst«, sagte ich. »Und er ist nicht mein Großvater.«

Sie schnalzte mit der Zunge, ihr verheerendster Ausdruck der Enttäuschung. Warum begriff meine Mutter nicht, dass wir schon längst hätten gehen sollen? Unsere bloße Gegenwart verstieß gegen einen Codex, einen Bann.

Als ich zum Krankenbett ging, lauschte ich auf eventuelles Knarren der Dielenbretter, auf ein Zeichen, dass ich mich bewegte, aber der Orientteppich schluckte jedes Geräusch. Der Bettbezug war zerwühlt über Johns Bauch. Ich überlegte, ob ich ihn glätten und bis zum Kinn hochziehen sollte. Die Bart-

haare waren um seine grauen Lippen herum schmutzig, überall hingen Schläuche heraus, und ich konnte ihre Verbindungen zu den piepsenden Monitoren nicht ausmachen. Alles sah so empfindlich aus; ich befürchtete, ein weiterer Atemzug würde alles zusammenbrechen lassen.

Ich legte zwei Finger auf Johns Hand. Die Haut war kalt, und als ich meine Finger zwischen seinen Zeigefinger und Daumen schob, schien die Haut noch kälter zu werden. Ich sah auf den Blutdruckmesser und rechnete fast damit, dass der Druck aus Protest sinken würde. Ich wollte hinaus aus dem Zimmer, aber ich spürte, dass Sam, Don und Richard mich beobachteten.

Mir war nie aufgefallen, wie lang Johns Finger waren. Und ich erinnerte mich daran, was meine Mutter mir einmal über ihn erzählte: dass er auf dem College auch klassische Gitarre studiert hatte. Niemand, den ich kannte, hatte John jemals mit einer Gitarre gesehen, und auf einmal war ich neugierig, ob diese Geschichte stimmte.

Mir kam es vor, als hätte ich ein ganzes Jahrhundert neben Johns Bett gestanden, meine Hand in seiner. Ich war beinahe froh, dass ich den Anzug trug, froh über den gefassten Anblick, den ich abgab: sorgfältig gescheiteltes Haar, vom schwachen Sonnenschein von hinten beleuchtet. Ich bildete mir ein, die Männer starrten mich an, bewunderten meine gefasste Haltung. Aber als ich mich zu ihnen umdrehte, standen sie mit gesenkten Köpfen in den Ecken herum und unterhielten sich leise. Nur meine Mutter sah mir zu.



Draußen fand ich Jamie North auf einem Hügel, der sich zum Wald hin neigte. Wir waren nicht weit weg vom Wasser, und Stürme von See her hatten die höchsten schwarzen Äste hin-

weggefegt und sie über den Hügel verteilt. Jamie hielt einen langen Ast fest, gebogen und verkeilt unter seinem Schuh.

»Cal«, sagte er, »was zum Donnerwetter ...«

Jamie – mein obligatorischer Kumpel bei Hochzeiten, Dinnerpartys und manchmal auch Begräbnissen – war fast genauso alt wie ich. Er sagte immer Dinge, die gut klangen, aber offenbar nicht viel bedeuteten. Als wir beide neun Jahre alt waren, wohnte er einen Monat lang bei uns, während sein Vater in Alaska war und seine Mutter sich von irgendeiner Krankheit erholte. In der Zeit hatte er mit mir hauptsächlich in einem Kauderwelsch geredet, von dem er Stein und Bein schwor, es sei Französisch.

»Was zum Donnerwetter ... was?«, fragte ich.

»Keine Ahnung.« Er lächelte. »Was zum Donnerwetter machst du hier?«

»Wahrscheinlich dasselbe wie du. Meine Mom hat mich mitgeschleppt.«

»Mich nicht«, sagte er. Ich mochte sein Lächeln nicht. »Hat sie dich auch angezogen?«

»Was meinst du mit ›mich nicht‹?«

»Meine Mutter ist zu Hause. Mein Dad hat mich hergeschleppt. Sagte zu mir, wenn ich nicht mitkäme, würde ich es auf ewig vergessen.«

»Wohl eher: bereuen?«

Jamie griff sich einen weiteren Ast, klemmte ihn unter seinen Fuß und lehnte sich dagegen. *Knack*. »Ja, vielleicht hat er das gemeint.«

»Mein Dad hat mich noch nicht mal angeguckt«, rutschte es mir heraus.

»Wahrscheinlich reichte es ihm mit schlechten Nachrichten«, sagte Jamie.

»Halt die Fresse«, erwiderte ich.

»Ist ja gut«, sagte Jamie und wühlte in den Taschen seiner Cordhose. »Ich hatte gehofft, du wärst hier. Ich habe einen Baseball und fünf Zigaretten. Was wollen wir machen?«

»Kann ich den Ball mal sehen?«, fragte ich. Er hatte mir den Ball kaum gegeben, da schleuderte ich ihn in die Bäume.

Hätte man mich erwischt, dass ich mich im Garten hinter Johns Haus prügelte, während er drinnen im Sterben lag, würde man mir niemals verzeihen, aber ich war froh darüber, dass Jamie mir einen Grund geliefert hatte, wütend zu sein. Ich rechnete damit, dass er mich anrempeln würde, aber stattdessen legte er den Arm um meine Schultern und lachte.

»Tut mir leid. Ich habe vergessen, dass du aufgehört hast mit Baseball. Tut mir *wirklich* leid«, sagte er. Ich gebe zu, was ich am wenigsten an Jamie leiden konnte, war, dass er mich als Lügner entlarvt hatte.

Vor zwei Sommern hatte sich Sam North ein Virus eingefangen, das in seinem Innenohr verheerenden Schaden anrichtete. Er fiel plötzlich in Ohnmacht oder stürzte, von Schwindelanfällen gepackt, zu Boden. Schließlich hatte er das Schlimmste überstanden, aber ganz überwinden konnte er es nicht. Jedenfalls konnte er nicht mehr zur See fahren. Ans Land gebunden, hatte er wochenlang üble Laune. Sam hatte als Halbprofi in jungen Jahren Baseball gespielt, und deshalb schwor er sich, er würde aus Jamie einen erstklassigen Spieler machen – einen *Pitcher*, einen *Shortstop*. Ich sollte dabei behilflich sein. In jenem Sommer fuhr Sam Jamie und mich jeden Abend zum Baseballfeld hinter der Highschool. Im schwindenden Abendlicht fingen wir haushohe Flugbälle, rannten mit hoch erhobenen Handschuhen hin und zurück über das Außenfeld und fingen beidhändig, bis die Sprinkler stotternd ansprangen. Wir nah-

men flache *Ground Balls*, wobei das *Plink* des Aluminiumschlägers den Takt vorgab wie die Hi-Hat beim Schlagzeug, und Sam rief: »Nimm den Ball von vorn! Hintern runter, runter damit!«

Aber dies war nur die Aufwärmphase für die Marathonrunden eines Spiels, das Sam erfunden hatte und »Off-the-Wall« nannte. Dazu malte er mit Kreide ein Rechteck auf die Backsteinfassade der Schule – das war die *Strike Zone*. Sam war immer *Pitcher*, und es lag nun an Jamie und mir, den harten Gumball in die zuvor markierten Bereiche zu schlagen, die als »Aus«, »Single«, »Double« und »Triple« gekennzeichnet waren. Das Homerun-Feld war so weit entfernt, dass wir nicht einmal auf fünfzehn Meter herankamen.

Gegen Ende Juni schlenderte Jamie manchmal auf der nicht überdachten Tribüne herum und stromerte durch die Reihen aus Aluminiumsitzen, in denen sich die Abendsonne spiegelte. Wenn Sam ihm zurief, er solle wieder aufs Spielfeld kommen, rief Jamie zurück: »Deine Stimme hallt in diesen Schalensitzen aus Metall wider. Sag mal was anderes.«

Sam langte in seinen Segeltuchbeutel voller Bälle und deckte mich weiter mit Würfeln ein.

Im Juli galt Sams ganze Aufmerksamkeit nur noch mir. Er sprudelte nur so über vor Lob, besonders, wenn Jamie ganz in der Nähe war. »Ich habe noch nie erlebt, dass jemand in deinem Alter so präzise aus dem Außenfeld wirft«, sagte er dann. »Dein Arm ist gut – keine Kanone, aber gut. Aber die Präzision – das ist schon was Besonderes.« Oder: »Bei deiner Statur kommt irgendwann auch die Kraft. Schon bald werden sich deine *Line Drives* in Flugbälle verwandeln, die in den Lücken zwischen den Feldspielern landen.«

Das waren rührende Komplimente, aber gegen Ende des

Sommers kam ich mir unschlagbar vor. Beim Einschlafen durchlebte ich noch einmal das Gefühl, die *Line Drives* genau so zu schlagen, wie Sam es mir beigebracht hatte: Deck das Feld mit *Hits* ein! Ich stellte mir flache *Ground Balls* vor, die ich mit den Augen verfolgte, während sie über den roten Staub hüpfen. Ich spürte, wie ich in die Knie ging, um darauf gefasst zu sein, mich in letzter Sekunde positionieren zu müssen, weil alles Mögliche den Weg eines Balls beeinflussen kann – ein Kiesel, ein Windstoß.

Baseball hat seine eigenen Rituale, und bald hatte ich mir auch meine angewöhnt. Ich stopfte mir eine Handvoll Sonnenblumenkerne in den Mund und spuckte jedes Mal, wenn ich am Schlag war, genau drei Schalen aus. Was ich aber an diesen Abenden auf dem Spielfeld am liebsten mochte, war die Tatsache, dass ich alles sagen konnte, was ich wollte. Und es war nicht einmal ich, der da sprach, es war diese Phantomgestalt, dieser *Ballspieler*, den Sam und ich erfanden. Eines Abends im August brüllte ich: »Ich glaub, du wirfst nicht deine besten Bälle!«

»Tu ich auch nicht«, rief er.

»Dann zeig's mir doch mal.«

»Wozu soll das gut sein? Ich baue dich doch noch auf. Dich wieder auf den Boden der Tatsachen zu holen, ist im nächsten Sommer dran!«

»Nur einen Wurf«, sagte ich.

Sam ließ die Arme hängen, reckte die Schultern und ließ mit einem Hüftschwung die Ballhandschuhhand einen Augenblick an seiner Wampe ruhen. Im folgenden Moment strahlte sein Körper eine fast hypnotisierende Anmut aus, die ich nie wieder bemerkte. Er brachte das Bein auf Hüfthöhe, wobei er gleichzeitig den rechten Arm hob, als wären beide Glieder mit dem

selben Hebel verbunden. Während der Arm über der Schulter kreiste, zeigte sich in seiner Handfläche einen kurzen Augenblick der weiße Gummiball, der in der Abenddämmerung wie Schnee leuchtete. Das war das Letzte, was ich von dem Ball mitbekam, bevor er an der Mauer hinter mir aufschlug und dann zur Mitte des Spielfelds zurückschoss. Ich hatte noch nicht einmal daran gedacht, mit dem Schläger auszuholen. Ich hätte genauso gut gegen einen Kugelblitz ausholen können.

Die Anmut wich urplötzlich aus Sam. Er setzte den Fuß falsch auf und fiel aufs Knie. Der Ball hüpfte vorbei.

»Hast du den getroffen?«, fragte er und blinzelte. Aus seinem Gesicht sprach so viel Bewunderung, dass ich nicht wagte, die Wahrheit zu sagen.

»Verflucht – hast du den getroffen?«

»Nicht so richtig«, sagte ich. »Da stand groß und deutlich *Double Play* drauf.«

Er drehte sich um und starrte auf den Ball, der etwa sechs Meter entfernt im ungemähten Gras lag. »Jamie, hast du das gesehen?«

Jamie erhob sich von seinem Schalensitz und winkte. »Hörst du das Echo?«, rief er zurück.

»Cal, das ist wirklich unglaublich.« Sam schüttelte den Kopf. »Das ist wirklich ein Hammer.«

Seit dem Abend war Sam davon überzeugt, dass ich ein Star werden würde – der nächste Teddy Ballgame, Mr. Cub, Yankee Clipper. Es war richtig peinlich, wie er damit hausieren ging. Er zitierte aus Berichten von Talentsuchern über die besten Schlagmänner beim Baseball und bot mir an, mich mit über die Meerenge zu nehmen, um in einem »richtigen« Schlagkäfig zu trainieren. Ein Angebot, das ich immer abgelehnt habe. Wie dem auch sei, als der Sommer zu Ende ging, hatte sich Sam so

weit erholt, dass er mit nach Alaska fahren konnte, und damit war meine Karriere als Baseballspieler beendet.



Jamie und ich stolperten den Abhang hinunter und bahnten uns einen Weg durch junge Bäume, bis nur noch der Dachgiebel des Hauses der Gaunts hinter dem Hügelkamm zu sehen war. Jamie zog eine zerknüllte Packung grün-weiß gestreifter Newports aus der Tasche. Oben auf der Packung stand in grünen Buchstaben »Kings«. Er fummelte zwei Zigaretten heraus und gab mir eine, die in der Mitte wie ein Finger gekrümmt war. Ich hielt sie behutsam in der Hand. Er riss den Feuerstein eines lila Bic-Feuerzeugs an. Ich hatte meine Hand ausgestreckt. »Du solltest dir zuerst die Zigarette zwischen die Lippen stecken«, sagte Jamie. »Und jetzt einatmen.« Der Boden war matschig unter einer Decke bronzefarbener Nadeln. Ich lehnte mich an einen Baum und kaute an der Zigarette.

»Wenn du damit nicht aufhörst, muss ich noch lachen«, sagte er. »Du stehst nicht vor einem Erschießungskommando. Entspann dich. Du rauchst ja wie ein Mädchen.«

»Was redest du da?«

»Du hältst die Zigarette zwischen Zeige- und Mittelfinger und nimmst sie mit diesen Fingern auch wieder aus dem Mund.« Er machte es mir vor und strich sich dabei nach Mädchenart das Haar aus dem Gesicht. »So rauchen Frauen, Cal. Ein Mann macht's am Anfang so wie du, aber wenn du den Rauch ausatmest, dann klemm die Zigarette zwischen Daumen und Zeigefinger. Genau so. Na also.«

»Woher weißt du das alles?«

»Erinnerst du dich noch an den Film *Ein einsamer Ort*, den wir letzten Monat im Englischunterricht durchgenommen

haben? Miss Sulberg hatte mir erlaubt, nach dem Unterricht dazubleiben, um ihn noch mal zu sehen, weil ich so was Ähnliches machen möchte. In Filmen, vielleicht in Samuraifilmen.«

»Ist das dein Ernst?«, fragte ich. In meiner Altersgruppe kam es selten genug vor, dass jemand etwas anderes werden wollte als Fischer.

Wir rauchten die Newports ohne großes Gerede zu Ende. Danach legte ich mich auf den Abhang.

»Was geht da drinnen wohl vor sich?«, fragte Jamie.

»In Johns Schlafzimmer? Da stirbt ein alter Mann«, sagte ich.

»Tolle Antwort, Superman. Ist dir vollkommen egal, stimmt's?«

»Wäre mir auch egal, wenn es dich erwischt hätte.« Ich drehte mich zu Jamie um, die Nadeln der Lärchen piksten mich angenehm in die Wange. »Kann ich noch so eine haben?« Ich rauchte im Liegen und stellte mir dabei vor, ich wäre auf Geschäftsreise, in einem Hotelzimmer, den Kopf auf weiße Kissen gestützt, die Füße in dunklen Socken gekreuzt, mit einem Glasaschenbecher auf der Brust. »Ich mag John. Wie alt ist er eigentlich?«, fragte ich. »Ist doch normal, wenn man in einem gewissen Alter stirbt, oder?«

»Auch wenn es normal ist – traurig ist es trotzdem«, sagte Jamie. »Du könntest wenigstens deine Eltern bedauern.«

»Bei meinem Dad weiß ich es nicht«, sagte ich. »Aber meine Mom ist ganz schön durch den Wind.«

Vielleicht hatte John auf dem College ja gar nicht klassische Gitarre studiert, aber er kehrte als Musikliebhaber nach Loyalty Island zurück und teilte diese Liebe mit meiner Mutter. Wenn mein Vater auf See war, kam John mindestens einmal in der Woche zu uns. Dann zogen er und meine Mutter sich zurück

in ihr Kellerstudio, um Schallplatten zu hören. John lud sie dazu ein, aber nie meinen Vater, obwohl er das Studio für sie gebaut hatte.

Donna Parson, meine Mutter, zog in dem Jahr nach Loyalty Island, in dem ich geboren wurde. In jenem Sommer nahm Henry Bollings, mein Vater, die Fähre nach Seattle und flog von dort nach San Jose. Er mietete für den Umzug einen Laster und fuhr damit vor ihre Haustür in der High Street in Santa Cruz. Das war schon beachtlich. Mein Vater war der Sohn und Enkel von Fischern. Er hasste Flughäfen und Schnellstraßen wie andere Leute Ärzte.

Sein Trip nach Santa Cruz ging in die Familiengeschichte ein. Er erzählte sie auf sommerlichen Ausflügen zum Strand von Sand Point, aber ich bezweifle, dass er es jetzt noch tut. Wenn sich Familien auflösen, passiert dasselbe mit ihren Geschichten, und jetzt muss ich mir alles in Erinnerung rufen.

Er hatte vorgehabt, im frisch gebügelten Frackhemd aufzukreuzen, das er extra für das Hochzeits-Probeessen gekauft hatte. Aber im Flugzeug fing er schon an zu schwitzen. Egal, wie oft er mit der Frischluftdüse über seinem Kopf herumfummelte, er schwitzte. Und er schwitzte weiter, als er die Fluggastbrücke hinaufging; als er, auf einem Strohalm kauend, am Gepäckband wartete; als er im Taxi saß; als er vor dem Büro der Autovermietung wartete. Als er endlich auf dem Highway 17 war, war sein neuer Kragen unter den Adamsäpfel gerutscht, durchgeweicht bis auf die Kragenstäbchen. In der Ferne schlängelte sich die Straße den Berg hinauf wie eine verwickelte Angelschnur.

Er hätte sich darauf einstellen sollen. Schließlich hatte er sich auf den Weg gemacht, die gesamte Habe seiner zukünftigen Frau abzutransportieren. Er hatte sich nur nicht vorstel-

len können, dass alles, was mit meiner Mutter zu tun hatte, in Stress ausarten könnte. Auf ihren Fotos von damals kann man sehen, warum: ihre schlanke Taille, der grazile Hals, die hauchzarte Frisur. Er hatte sich ausgemalt, er würde Hutschachteln und Kleidertaschen tragen. Er hatte sich ausgemalt, sie mit Leichtigkeit nach Washington zu bringen, all ihr Hab und Gut zu befördern, als wäre es so leicht wie meine Mutter.

Als er an ihrem Haus in der High Street ankam, sah er sich getäuscht. Sie hatte weder Hutschachteln noch Kleidertaschen, und die Möbel hatte sie verkauft oder verschenkt. Wofür sie ihn nach San Jose hatte fliegen und den ganzen Weg nach Santa Cruz hatte fahren lassen, das war ihre Schallplattensammlung. Unmengen an Kartons voller Schallplatten, und die hatten enormes Gewicht.

Im Supermarkt kaufte mein Vater zwei Rollen Klebeband und zwölf Dosen Negra Modelo. Dann setzten sie sich im Haus meiner Mutter auf den staubigen Fußboden, tranken Bier, und mein Vater packte jede einzelne Platte ein, füllte den Zwischenraum mit zerknülltem Zeitungspapier und wickelte das Klebeband wie einen Verband kreuzweise um die Kartons.

Verheiratet waren sie noch nicht, aber sie war schon schwanger, und sie werden es wohl nicht leicht gehabt haben, an jenem ersten Tag die richtigen Worte füreinander zu finden. In den Jahren danach ging das problemlos. Ich kann ihre Stimmen beinahe hören, seine sanft, ihre scharf.

»Leg doch mal eine von den Platten auf«, sagt er.

»Welche Musik hörst du gern?«, fragt sie. »Ich glaube, ich weiß es nicht mal.«

»Ich? Ich höre alles.«

»Das habe ich mir gedacht«, sagt sie. »Wenn du sagst, du magst alles, dann magst du eigentlich gar nichts.«

Das Klebeband knarzt um einen Karton herum. Er hat die Kartons gleich mehrfach umwickelt, weil er gern mit ihr hier sitzt. »Glaub ich nicht. Es heißt nur, dass ich eben alles mag.«

»Ich würde dir gern das Gegenteil beweisen«, sagt sie, aber sie nimmt Otis Reddings *Live in Europe* aus einem Karton und spielt das ganze Album ab, während sie mit angezogenen Knien dasitzt, den Kopf an seine Schulter gelehnt.

Die Woche darauf schlängelten sie sich durch Kalifornien Richtung Norden. Am Straßenrand hielten sie an und aßen Pfirsiche. Baten Touristen aus Iowa darum, sie als lächelndes Paar über den Felsklippen am Highway 1 zu fotografieren. Hielten Händchen unter den ausgebrannten Stämmen von Mammutbäumen. Hatten im Autoradio einen Gospelsender eingestellt, und der Himmel breitete sich schachbrettartig in weißen und blauen Flecken über ihnen aus.

Aber als sie in Loyalty Island ankamen, hatte meine Mutter keinen Job, keine Freunde, und außerdem war es schon fast Herbst. Mein Vater zog das Rollo des Panoramafensters hoch, die Sonne beschien die kahlen Wände, und man konnte zur Bucht hinunterschauen. Im Wohnzimmer standen nur ein paar Möbel herum, die schon drei Generationen überdauert hatten. »Ich muss bald zurück an die Arbeit«, sagte er. »Aber hier sind wir nun zu Hause.« Und meine Mutter drehte sich mit Tränen in den Augen zu ihm um und sagte: »Es ist sehr schön hier.«

In der ersten Woche packte meine Mutter keinen einzigen Umzugskarton aus. Aber in der Woche darauf fand mein Vater zu Hause das reinste Chaos vor. Er hörte die Musik schon, bevor er den Motor ausmachte. Eine Trompete, die wie ein Seelöwe hupte. Ein Saxofon, schrill wie ein kochender Teekessel, das heulende Triller über dem Scheppern des Schlagzeugs aus-

stieß. Damals hätte er es weder gewusst, noch hätte es ihn interessiert, aber das war John Coltranes Album *Live in Seattle*.

Im Haus sah er meine Mutter auf dem Fußboden sitzen, ein Bein ausgestreckt, das Kinn auf das andere Knie gestützt. Das Sofa war mit Schallplattenhüllen übersät. Die Kartons, die er sorgsam gepackt hatte, waren aufgerissen, und an den Deckeln hingen Reste von Klebeband.

Im nächsten Frühjahr fing mein Vater mit der Arbeit am Studio an. Er hatte noch das alte Haus meiner Mutter in Santa Cruz im Kopf, mit den Bücherregalen, die vom Fußboden bis an die Decke reichten. Und weil er Monate am Stück mit anderen auf engem Raum auf einem Schiff zubrachte, begriff er die Notwendigkeit von Privatsphäre, von vertrauter Umgebung. Das Wichtigste aber war ihm, dass seine Stadt, sein Zuhause, sein Leben meiner Mutter vertraut sein, ein Teil von ihr werden sollten.

Das Studio war ohnehin schon halb fertig. Mein Vater hatte das Haus von seinem Vater geerbt, der schon vor Jahren eine Trennwand im Keller gebaut hatte. Ursprünglich hatte er eine Dunkelkammer einrichten wollen, war aber nicht weitergekommen, als in einer Ecke ein doppeltes Spülbecken aus Metall einzubauen. Mein Vater räumte den alten Krempel aus – sein verrostetes Schwinn-Kinderfahrrad, Netze und Bojen, alte Farbdosen, einen alten Weihnachtsbaumständer, stapelweise Magazine von *National Geographic*. Er kehrte den Dreck zusammen und beseitigte Spinnweben. Dann legte er den Boden mit einem orangefarbenen Teppich aus und errichtete Regale aus Weymouth-Kiefer, die er mit Bolzen verstärkte, damit sie das Gewicht der Schallplatten tragen konnten. Er baute auch einen Fenstersitz ein, obwohl es gar kein Fenster gab, und bestellte aus Vancouver ein Sitzkissen aus Mohair. Er kaufte jede Menge

Korkplatten zur Verkleidung der Wände und der Decke. Er ließ meine Mutter nicht in den Kellerraum, bis er fertig war – als wäre er Michelangelo, der die Decke der Sixtinischen Kapelle hüten müsste.

Als er schließlich fertig war, wartete er so lange, bis sie mit der Autofähre nach Seattle gefahren war, um dort einzukaufen und sich im Kino einen Film in spanischer Originalfassung anzusehen. Er schnappte sich also noch mal die insgesamt neunzehn Kartons und ordnete die Platten auf den weißen Regalen in alphabetischer Reihenfolge ein. Mein Vater war von Natur aus penibel, aber ihm war auch klar, dass er seine Frau aus ihrem Leben abgeholt und in seines verfrachtet hatte. Die Schallplatten waren gewissermaßen die Grammatik, in der sie diesen Wandel zum Ausdruck brachte. Wenn sie diesen ganzen Weg seinetwegen gegangen war, dann war es nur fair, dass er auch ihre Sprache sprechen sollte. Aber meine Mutter blieb meinem Vater immer irgendwie ein Rätsel. Und der Ort, an den er sie gebracht hatte und der mein Zuhause wurde, blieb ihr immer ein Rätsel.

Eines Tages – ich war vielleicht neun Jahre alt – kam Mrs. Gramercy, die Bibliothekarin, zu uns. Sie sagte, sie habe gehört, meine Mutter sei Lehrerin gewesen. Ob sie ihr vielleicht helfen könne, einen Buchclub zu gründen, als sinnvolles Freizeitangebot? An der Art und Weise, wie meine Mutter in der Küche krampfhaft nach Eistee und alten Plätzchen suchte, konnte ich erkennen, wie rührend sie es fand, dass Mrs. Gramercy bei dem Buchclub an sie gedacht hatte.

Zusammen entwarfen meine Mutter und ich das Falblatt: Auf leuchtend grünem Papier sah man ein Buch mit Flügeln, das sich scheinbar vom Blatt erhob. Als wir das Falblatt auf dem Küchentisch ausbreiteten, kam mein Vater nach Hause.

»Wer ist Edith Wharton?«, fragte er.

»Das weiß ich selbst nicht so genau«, sagte sie. »Das war Mrs. Gramercys Idee.«

Das stimmte nicht. Ich hatte gehört, wie meine Mutter im Gespräch mit Mrs. Gramercy darauf bestand, dass Whartons *Zeit der Unschuld* die ideale Wahl wäre. Gerade an dem Morgen hatte sie mir davon erzählt, wie sie das Buch zum ersten Mal gelesen hatte, auf der Rückbank im Dodge ihrer Eltern, auf der Fahrt durch Arizona.

»Na ja«, sagte mein Vater. »Du wirst es schon noch herausfinden.«

An jenem Abend gingen wir zu dritt durch die Straßen, befestigten die Faltblätter an Telefonmasten, an Schaufenstern und an der Anschlagtafel bei Greene Harbor, nachdem meine Mutter die Stellenangebote der vergangenen Saison abgerissen hatte. Aber am Abend der Veranstaltung sah ich sie auf der Wohnzimmercouch sitzen und sich einen alten James-Bond-Film anschauen.

»Ich kann nicht«, sagte sie, bevor ich sie etwas fragen konnte. »Ich habe Mrs. Gramercy schon angerufen. Ich habe ihr gesagt, mir geht's nicht gut. Solltest du ihr begegnen, dann sag ihr nicht die Wahrheit.« Sie legte die Füße auf den Couchtisch. Sie trug einen Rock mit Nadelstreifen und schwarze Nylons. »Ich bin schon enttäuscht«, sagte sie. »Ich weiß nicht, warum.«

Sie sah mich nicht an und erwartete wohl auch keine Antwort von mir. Etwas später hörte ich sie in der Küche, und dann hörte ich, wie sie die Kellertreppe hinunterging, und dann Musik aus ihrem Studio. Zu der Zeit war das Studio schon ihr Zufluchtsort – vor meinem Vater, vor allem, was Loyalty Island ausmachte, mich eingeschlossen.

Manchmal schlich ich mich mit Bettdecke und Kissen nach

unten und legte mich im Wohnzimmer auf den Fußboden, mit dem Ohr am Warmluftschacht der Heizung, aus dem die Musik herausströmte. Ich hörte ihr zu, wie sie sich ihre Musik anhörte. Im Winter, wenn mein Vater auf Fangfahrt war, blieb ich die ganze Nacht dort, wenn ich wollte. Wenn die Heizung ansprang, fühlte ich die Wärme vom Luftschacht auf meiner Wange und beobachtete die schwankenden Staubfahnen. Warum bloß wollen wir den Menschen dann am nächsten sein, wenn sie mit sich ganz allein sein wollen?

»Deine Mom ist traurig«, sagte Jamie, während er seine zweite Zigarette rauchte. »Jede Wette.«

»Ja, stimmt. Ich habe es doch gerade gesagt.«

»Weißt du, ich habe niemals geglaubt, was sich die Leute so über sie erzählen.«

»Über wen?«

»Über John und deine Mutter. Ich habe es nie geglaubt.«

»John ist ihr einziger Freund«, sagte ich.

Ich legte mich wieder in die Nadeln, mir war schlecht. Jetzt, wo es raus war, schien es zu stimmen. Wahrscheinlich war John wirklich ihr einziger Freund. Ich nahm den letzten Zug von der Zigarette, schloss die Augen und öffnete sie etwas später wieder, als ich meine Mutter hörte. Ich rannte den Abhang hinauf zum Haus. Meine Mutter stand auf der Anhöhe. Der Wind hatte aufgebrist und ließ ihren Pferdeschwanz flattern. Als ich nahe genug bei ihr war, packte sie mich am Arm und klopfte die Kiefernnadeln von Jacke und Hose. »Er stirbt, in diesem Augenblick«, sagte sie. »Jetzt, in diesem Moment.« Sie zerrte mich hinüber zum Haus. »Der Arzt ist gerade gekommen. Sie wollen John keine Medikamente zur Stabilisierung des Blutdrucks mehr geben. Meine Güte, ich weiß nicht, wie lange so was dauert. Dein Vater hat gesagt, ich soll dich holen.« Sie betonte den

letzten Satz auf eine Art und Weise, als wollte sie klarmachen, dass sie sonst nicht von Johns Seite gewichen wäre.

Wir rannten durch den Flur und hinauf in den zweiten Stock, wo sie wieder sagte, ich solle mich still verhalten. Sie strich sich die Haare glatt und holte tief Luft. Wir gingen weiter. Die Tür von Johns Schlafzimmer war geschlossen. Meine Mutter klopfte behutsam an. Sie wartete einen Augenblick und klopfte noch mal, diesmal lauter. Keine Antwort. Sie probierte den Türknauf, aber der ließ sich nicht drehen.

»Was ist los?«, wollte ich wissen.

Sie biss sich auf die Unterlippe und wischte sich die Augen. »Du stinkst nach Zigarettenrauch«, sagte sie. »So kann ich dich doch nicht mit hineinnehmen.«

Wir warteten im Flur, bis John Gaunt gestorben war und die Männer herauskamen.